

Für unsere Kinder

Nr. 23 ○ ○ ○ ○ ○ ○ ○ Beilage zur Gleichheit ○ ○ ○ ○ ○ ○ ○ 1909

Inhaltsverzeichnis: Der Baum. Von Björnsterne Björnson. (Gedicht.) — Der kleine Streitposten. Von Franz Henschel. — Not macht hart. Von Emma Döly (Gedicht.) — Eine Floßfahrt auf dem Main: V. Karlstadt—Gemünden—Lohr. Von Heinrich Wandt. — Bigen, eine Mutter. Von Ernest Eaton Thompson. (Schluß.) — Ausfahren. Von Heinrich Seidel. (Gedicht.)

Der Baum.

Von Björnsterne Björnson.

Mit Blatt und Knospen stand fertig der Baum.
„Soll ich —?“ blies der Frühfrost aus dem eisigen Raum.

„Nein, Liebster, sei lind,
Bis wir Blüten worden sind!“

So baten die Knospen tief in ihrem Traum.
Der Baum trug Blüten, die Nachtigall sang.
„Soll ich —?“ rief der Wind und schüttelte sie lang.

„Nein, laß, lieber Wind,
Bis wir Früchte worden sind!“

So baten all die Blüten und zitterten bang.
Und der Baum reifte Früchte in der Sommer-
sonnenglut.

„Soll ich —?“ fragte lächelnd das junge schöne
Blut.

„Ja, du darfst, lieb Kind!
Nimm so viele, wie da sind!“

Sprach der Baum und beugte sein schwellendes
Gut.

○ ○ ○

Der kleine Streitposten.

Soeben schlug die Uhr sechs. Feierabend! Die Arbeiter der Tischlerei von Gottlob Habicht legten ihre Werkzeuge nieder und reinigten sich Hände und Gesicht. Dann verließen sie die Werkstätte. Aber nicht wie sonst eilten sie, ermüdet von der schweren Arbeit, ihren Wohnungen zu. Albrecht Kämpfer, der für die Arbeiter des Betriebs das Wort führte, wenn sie dem Arbeitgeber Wünsche und Forderungen vorlegen wollten, der ihr Vertrauensmann war, hatte alle zu einer Versammlung eingeladen. Was dort besprochen werden sollte, das war so wichtig, daß keiner fehlen wollte. Geschlossen betraten die Arbeiter eine Gastwirtschaft, die dem Habicht'schen Geschäft gegen-

über lag. Es waren ihrer ungefähr 25, teils jugendliche Gestalten, teils grauhaarige, lebenserfahrene Männer, in deren Antlitz von schweren Sorgen, von Not und Entbehrungen zu lesen stand. Albrecht Kämpfer schilderte kurz, warum sie zusammengekommen waren.

„Kollegen,“ sagte er, „ihr wißt, weshalb wir hier sind. Wir sind so schlecht daran, daß wir alles aufbieten müssen, um eine Besserung unserer Lage zu erreichen. Es ist nicht möglich, mit zweiunddreißig Pfennig Stundenlohn eine Familie zu ernähren, wenn man nicht ein Leben führen will, das geradezu ein Hundeleben ist. Alles ist teurer geworden: Brot, Fleisch, Milch, Bier, Mietpreis, sogar die Kartoffeln. Nur unser Lohn ist derselbe geblieben, unsere Arbeit allein ist billig. Das geht nicht so weiter! Dazu kommt die lange Arbeitszeit. Wenn man sich täglich zehn Stunden abrackern muß, dann ist man nichts anderes als ein Lasttier. Der Verband, dem wir alle angehören, hält es für recht und billig, daß wir uns rühren. Er wird uns und die Unfrigen vor der bittersten Not schützen und treu für uns eintreten, wenn wir selbst treu zusammenhalten. Ich frage euch also, Freunde, was ihr tun wollt, um eure elende Lage wenigstens etwas zu verbessern.“

Diese Worte fanden lebhafteste Zustimmung. Ein junger Arbeiter mit bleichen Wangen und feurigen Augen erwiderte: „Was ist da lange zu überlegen! Wir müssen ein paar von uns zu Habicht schicken und ihm erklären lassen, daß es anders im Betrieb werden muß. Und gibt er nicht nach, dann —“

„Dann legen wir die Arbeit nieder,“ riefen alle stürmisch. Eine große Erregung hatte sich der Arbeiter bemächtigt. „Es heißt jetzt biegen oder brechen!“ meinte ein Graukopf. „Wir haben zu lange geschwiegen, zu lange uns geduckt.“ „Alle treu zusammenhalten,“ fügte ein anderer Arbeiter hinzu. Bald waren sich die Versammelten einig, wie sie ihre Sache führen wollten. Sie wählten Kämpfer und noch zwei Kollegen, damit sie sofort zu Habicht gehen und ihre Forderungen — mehr Lohn, kürzere Arbeitszeit — vorbringen sollten. Noch heute mußte die Entscheidung fallen. Die drei gingen davon.

In fieberhafter Spannung warteten die zurückgebliebenen Kameraden auf die Antwort.

Ihre Geduld wurde auf keine lange Probe gestellt. Bald betraten die drei Abgesandten wieder das Zimmer. Ihre ernstesten Gesichter weißsagten nichts Gutes. Langsam begaben sich die Männer auf ihre Plätze. Und während alle vor Erwartung den Atem anhielten, sagte Kämpfer, ruhig und jedes Wort betonend: „Kollegen, wir drei sind entlassen.“

Ein Schrei der Entrüstung folgte seinen Worten. Alle sprangen von ihren Sätzen auf. Unfägliche Erbitterung war aus ihren Mienen zu lesen. Und ein Wort kam gleichzeitig von allen Lippen: „Streik!!“

Nur mühsam konnte sich Kämpfer wieder Gehör verschaffen. Er hatte nicht viel zu berichten. Habicht hatte die drei Arbeiter hochmütig empfangen und ihnen als Antwort auf ihre bescheidenen Forderungen erklärt: er lasse sich nicht in sein Geschäft hineinreden, er sei Herr im Hause, wer mit den Arbeitsbedingungen nicht zufrieden sei, könne gehen. „Herr dulde er nicht in seinem Geschäft, und als „Herr“ betrachte er die Abgesandten. Deshalb gab er ihnen auf der Stelle ihren Abschied.“

Dieser Bericht steigerte die Empörung der Versammelten. Alle waren sich darüber klar, daß es Ehrenpflicht war, nicht eher weiterzuarbeiten, bis die drei entlassenen Kameraden wieder an ihre Arbeitsplätze gestellt worden waren. Entschlossen, aber sorgenvoll gingen die Männer nach Hause. Was würde die Zukunft bringen?

Am anderen Morgen zeigte die Uhr in dem Betrieb von Habicht halb acht, und noch war kein einziger Arbeiter erschienen. Was sollte das heißen? Herr Habicht wurde argwöhnisch. „Sollte ‚die Bande‘ wirklich Ernst machen?“ fragte er sich. „Das wäre doch zu stark, gerade jetzt, wo die Arbeit drängte!“

Er trat auf die Straße hinaus. Aha, da standen ja ungefähr acht bis zehn „seiner Leute“, aber keiner machte Miene, die Werkstätte zu betreten.

„Ja, zum Teufel, was soll denn das heißen?“ rief ihnen Habicht ärgerlich zu. „Wollen Sie mich vielleicht im Stiche lassen, wo ich so viele Aufträge habe?“

„Was das heißen soll, werden Sie gleich erfahren!“ erwiderte einer der Arbeiter. „Bevor Sie nicht unsere drei entlassenen Kollegen wieder einstellen, rühren wir keine Hand. Wir verlangen außerdem 40 Pfennig Lohn für die Stunde und Verkürzung der Arbeitszeit auf neun Stunden. Das ist nicht zu viel, Herr Habicht. Sie haben in der letzten Zeit so gute

Geschäfte gemacht, daß es Ihnen nicht darauf ankommen kann, uns etwas besser zu stellen.“

Jetzt zog Herr Habicht andere Saiten auf: „So, aus dem Loch pfeift es! Dann sind wir fertig miteinander. Ich habe schon gestern euren Kollegen gesagt, daß ich mir in meinem Betrieb keine Vorschriften machen lasse. Wie meine Geschäfte sind, geht euch gar nichts an. Ihr alle seid hiermit entlassen, wenn ihr nicht sofort die Arbeit aufnehmt. Ich bekomme genug Leute, die noch nicht verhezt und willig zur Arbeit sind.“ Und putterot vor Aufregung stürzte Herr Habicht davon. . . .

Eine neue Abordnung der Arbeiter an ihn brachte keinen anderen Bescheid. Bedingungslos weiterarbeiten oder für ihr Recht kämpfen, so lagen die Dinge für die Arbeiter. Sie wählten den Kampf.

Am andern Tage bemerkten die Streikenden, die sorgsam vor dem Habichtischen Betriebe Wache hielten, wie sich diesem ungefähr 15 bis 20 Männer näherten. Aha, die Anzeige des Herrn Habicht in den bürgerlichen Zeitungen und an den Anschlagssäulen, daß es bei ihm gutgelohnte Arbeit gäbe, hatte schon gewirkt! Kämpfer und einige seiner Freunde näherten sich den Leuten. „Kollegen, hier wird gestreikt! Ihr wollt uns doch nicht in den Rücken fallen?“

In diesem Augenblick eilten plötzlich unter Führung eines Polizeileutnants fünf Schutzleute herbei, die vorher in irgend einem Hausflur versteckt gewesen sein mußten. Mit schneidiger Stimme schnarrte der Offizier die Streikenden an: „Ich fordere Sie auf, sofort weiterzugehen und diese Leute nicht zu belästigen!“ „Oho,“ erwiderte Kämpfer gereizt, „das wäre ja noch schöner! Von unseren Steuer Groschen werden die Straßen gebaut, und wir sollen nicht das Recht haben, sie zu brauchen, wie es uns gefällt?“

Jetzt schrie der Leutnant: „Zum letzten Male fordere ich Sie auf, meinem Befehle Folge zu leisten!“

„Wir haben mit diesen Männern hier zu reden und lassen uns das nicht von Ihnen verbieten,“ antwortete Kämpfer trotzig.

„Dann erkläre ich Sie für verhaftet!“ brüllte der Offizier. Und zu den Schutzleuten gewendet: „Führen Sie die Leute ab!“

Blitzschnell stürzten sich die Polizisten auf die Arbeiter und brachten sie nicht eben sanft zur Wache. Die fremden Arbeiter, die den Anlaß zu dem Vorfall gegeben hatten, waren inzwischen in Herrn Habichts Geschäft verschwunden. —

Sorgenvoll saß Albrecht Kämpfer am Familientisch und verzehrte das kärgliche Mittagbrot. Der Ausstand dauerte nun schon mehrere Wochen. Habicht weigerte sich noch immer, die Forderungen seiner Arbeiter zu erfüllen. Er hatte Ersatz für die Männer gefunden, von denen viele schon seit zehn Jahren und länger für ihn geschafft hatten. Und wenn die „Neuen“, die „Rausreißer“, wie sie genannt wurden, auch nicht so gut und fleißig schafften, wie der alte, eingearbeitete und zuverlässige Stamm der Streikenden, so wurde doch der Betrieb einigermaßen weitergeführt.

Die für ihr Recht eintretenden Arbeiter brachten nun schon seit Wochen nicht mehr wie sonst am Lohnntag ihren Verdienst nach Hause. Und Reichtümer hatten sie nicht, von denen sie zehren konnten. Ihre Familien hätten schon längst hungern, sie selbst dem hartköpfigen Habicht nachgeben müssen, wäre nicht der Verband der Holzarbeiter gewesen, der wenigstens die härteste Not von der Schwelle ihres Heims scheuchte. Der Verband, das heißt die Vereinigung der Arbeiter und Arbeiterinnen, die in der Holzindustrie beschäftigt sind, hielt den Spruch hoch: „Alle für einen, einer für alle.“ Wer ihm als Mitglied angehörte und seinen kleinen Beitrag entrichtete, der hatte in Zeiten der Bedrängnis und Not eine starke Stütze an ihm. So war es auch der Verband, der den Arbeitern des Habicht'schen Geschäftes Woche auf Woche eine feste Unterstützung zahlte, die über das Schlimmste hinweghalf. Aber freilich: endlos konnten die Dinge so nicht weitergehen. Es gab auch noch in anderen Werkstätten und Fabriken genug Tischler und andere Holzarbeiter, die herzlich schlecht daran waren und auf eine Verbesserung ihrer Arbeitsbedingungen bedacht sein mußten. Auch sie bedurften des Beistandes, den der Verband gewähren konnte. Wenn der Kampf bei Habicht sich eine Woche nach der anderen hinzog, ohne daß den Arbeitern eine Aussicht auf Erfolg winkte, so mußten diese schließlich doch an ein Nachgeben denken. Es wäre ja eigennützig gewesen, für ein aussichtsloses Beginnen noch lange große Summen vom Verband anzunehmen, die er für die Wohlfahrt anderer Arbeiter nötig hatte.

Das alles bedachte Vater Kämpfer, und Traurigkeit erfüllte seine Seele. In bitteren Worten klagte er seinem treuen Weibe über Habicht's Hartnäckigkeit und noch mehr darüber, daß andere Arbeiter sich nicht schämten, sie zu stärken. „Wenn man nur an die Streikbrecher

herankommen könnte, dann würde vielleicht alles bald gut werden. Sie sind doch Arbeiter wie wir und müssen verstehen, in welcher Haut wir stecken. Aber wir dürfen uns ja gar nicht mehr vor dem Geschäft sehen lassen. Sobald einer von uns in die Strafe kommt — gleich ist ein Schutzmann zur Stelle,“ meinte Kämpfer.

Da fiel ihm sein dreizehnjähriger Sohn Kurt, der aufmerksam zugehört hatte, plötzlich ins Wort. Mit strahlendem Gesicht rief er: „Vater, ich hab' einen Einfall. Bitte, bitte, laß mich Streikposten stehen!“

Der Vater war im ersten Augenblick ganz starr über den Vorschlag. Dann entgegnete er lachend: „Junge, bist du nicht recht gescheit? Was verstehst du Knirps denn von solchen Sachen?“

Doch Kurt erwiderte: „Ich bin nicht so dumm, wie du denkst, Vater. Ich weiß, was los ist. Ich weiß, was Streikbrecher sind. Das sind Leute, die die Arbeit verrichten, die andere hingelegt haben, weil sie ihr Recht nicht bekommen. Ich will euren Streikbrechern schon sagen, was sie hören müssen. Und auf mich werden die Schutzleute keinen Verdacht haben, weil ich noch so klein bin. Ich versäume ja auch nichts, Vater; jetzt sind doch Schulferien!“

Kämpfer dachte nach. In dem Jungen steckte etwas drin; das hatte er schon lange gemerkt. Der hatte bei den Gesprächen mit den Kollegen immer so aufmerksam zugehört und vieles aufgeschnappt. „Na, meinetwegen,“ sagte er endlich nach längerem Besinnen. „Wir können es ja versuchen. Nützt es nichts, so schadet es doch auch nichts.“

Er gab Kurt, der vor Freude strahlte, nähere Anweisungen. Abends um 6 Uhr, wenn die Rausreißer das Geschäft verließen, sollte er sich dort aufstellen und an sie heranzukommen suchen. Die streikenden Kollegen wollte Vater Kämpfer inzwischen von dem Plane verständigen.

Schon um 5 1/2 Uhr erschien Kurt Kämpfer vor der Habicht'schen Tischlerei und saßte dort Posto. An der Straßenecke standen wie gewöhnlich sechs Polizisten und paßten auf, ob sich „Verdächtige“ näherten. Zuerst schenkten sie dem Jungen keine Beachtung. Als er sich aber gar nicht anschaute, weiterzugehen, wurde ein alter Wachtmeister schließlich etwas mißtrauisch. Zwar konnte er sich nicht recht denken, was der Kleine mit dem Streik zu tun haben sollte, aber er witterte irgend etwas Ungehöriges. So ging er mit würdevollen Schritten auf Kurt zu und schnarrte ihn an: „Was

stehst du hier herum, Bengel? Eher dich nach Haus und mach' deine Schularbeiten!"

Doch Kurt sah dem Manne furchtlos in die Augen und entgegnete ruhig: „Jetzt sind doch Ferien, da haben wir keine Schularbeiten auf!“

Der Wachtmeister wurde verlegen. Er hatte sich blamiert, denn der Kleine hatte recht. Wütend brummte er: „Dummer Junge, sei nicht so naseweis! Was hast du hier zu suchen? Antworte endlich!“

„Wenn Sie es wissen wollen, sehr gern,“ erwiderte Kurt mutig. „Ich will mit den Streikbrechern reden.“

„Oho, mein Birschen!“ Der Wachtmeister zog die Stirne in Falten. „Du scheinst mir ja ein nettes Früchtchen zu sein. Wie heißt du denn eigentlich?“

„Kurt Kämpfer.“

„Aha, dann weiß ich Bescheid. Na ja, der Apfel fällt nicht weit vom Stamm. Ich glaube wirklich, der Dreifäsehoch hier will den Streikposten spielen. Das ist ja wirklich zum Totlachen!“ Gahaha!“

Dann wurde der Wachtmeister ernst: „Nun hör' aber mal, mein Junge, wenn du jetzt nicht augenblicklich verschwindest, dann nehmen wir dich mit zur Wache, wie neulich deinen Vater.“

„Erst müssen Sie mich haben,“ rief Kurt und rannte schnell in den Hausflur hinein. Der alte, schwerfällige Wachtmeister lei fluchend hinterdrein. In diesem Augenblick traten die Streikbrecher aus der im zweiten Hinterhaus gelegenen Werkstätte heraus. So rasch er konnte, eilte Kurt auf sie zu. Hastig rief er:

„Ihr seid schlecht, ihr Streikbrecher! Ihr helft einem harten, eigennütigen Mann, daß er den Arbeitern ihr Recht nicht gibt. Pui, schämt euch, Klausreißer!“

Jetzt hatte der Wachtmeister den Kleinen erreicht. Wütend packte er ihn im Genick, schlug ihn ins Gesicht und schrie: „Warte, du Lämmel, das werde ich dir anstreichen! Marsch, zur Wache!“ Damit schleppte er Kurt fort. Der aber drehte sich noch einmal um und rief mit gellender Stimme: „Streikbrecher!“ —

Die fremden Arbeiter waren über das, was sich da soeben vor ihren Augen abgepielt hatte, so erstaunt, daß sie nicht wußten, was sie sagen sollten. Das war ja unglaublich! Der kleine Bursche wollte ihnen, den erwachsenen Männern, Lehren geben?! Da rief plötzlich ein Alter mit grauem Barte: „Kinder, der Junge hat recht gehabt! Es ist eine Schande, was wir tun. Wir sind doch auch Arbeiter, die

um ihr Brot sorgen müssen. Sollen wir dazu helfen, daß andere Arbeiter um ihr Recht gebracht werden? Soll uns ein Kind beschämen?“

Unter den anderen entstand ein Gemurmel. Einige sagten, der grüne Bengel verdiene Prügel. Sie ließen sich nicht von dem Knirps den Kopf waschen, sie seien arme Arbeiter, sie sehen müsten, wie sie sich durchbrächten.

Aber der Alte, in dem das Gewissen erwacht war, rief dazwischen: „Und ich sage euch, wer morgen wieder bei Habicht antritt, ist ein Schuja! Ich danke wirklich dem Kleinen dafür, daß er mir Grautopf die Augen geöffnet hat. Lieber hungere ich jetzt ein paar Tage, als daß ich anderen ehrlichen Arbeitern in den Rücken falle.“

Und er drang schließlich mit seiner Meinung durch. Beschämt beschlossen alle, morgen nicht mehr zu Habicht zurückzukehren. Langsam gingen die Männer nach Hause, und manch einem stand ein heller Tropfen im Auge. . . .

Unter den Ausständigen herrschte große Freude. Der Streit hatte zu einem vollen Erfolg geführt. Habicht mußte nachgeben, da es ihm nicht gelungen war, genügend andere Streikbrecher aufzutreiben, und die Kunden drängten. Der einst so hochmütige Mann mußte erkennen, daß die Zeiten vorüber waren, wo er allein „Herr im Hause“ war. Er mußte die drei Gemäßregellen wieder einstellen, die Arbeitszeit auf neun Stunden verkürzen und den Lohn auf vierzig Pfennig erhöhen.

Die Sieger feierten ihren Erfolg mit einem kleinen Festmahl. Im Mittelpunkt der Feier aber stand der kleine Kurt, der Held des Streiks. Ein dreifaches Hoch wurde auf ihn ausgebracht, und die Kollegen gratulierten Papa Kämpfer zu seinem Sohne. „Der Junge wird mal seinem Namen Ehre machen,“ jagten sie, „aus dem wird ein tüchtiger Kämpfer für Freiheit, Wahrheit und Recht werden!“ Franz Henschel.

o o o

Not macht hart.

Von Emma Döts.

„O Mutter, mich hungert, mir ist ganz schlecht; Du hast wohl die Zeit vergessen!“ [recht!]
 „Was, schon wieder Hunger? Das wäre mir Du denkst doch an nichts als ans Essen.
 Heut gehst du zum Vater, ins Krankenhaus, Der spart seine Semmeln und Schnitten.
 Zwei ist du, die andern bringst du nach Haus, Nun lasse das unnütze Bitten:
 Denn Not macht hart.“

„Ich glaube, du schläfst wohl? Schnell aufgewacht!

Das könnte uns grade noch taugen.“

„Ach, Mutter, wir nähten bis drei heute nacht, Nun stechen und brennen die Augen.“

„Und wenn schon! Man hat sich doch noch in Gewalt,

Du wirst noch so manches ertragen!

Und rührst du die Hände zur Arbeit nicht bald,

So rühren sich meine zum Schlagen:

Denn Not macht hart.“

Und doch war das Herz dieser Mutter nicht tot,

Wie wußte sie Schmerzen zu lindern!

Wie teilte sie gerne das letzte Stück Brot,

Wie lachte sie mit ihren Kindern!

Erzählte Geschichten die lange Nacht

Und lehrte uns alte Gesänge,

Doch neben ihr hielt die bittere Not Wacht

Und herrschte mit eiserner Strenge:

Und Not macht hart.

Wie lang ist das her! Doch sehe ich heut

Verkümmerte Kinder sich plagen,

So klagt meine traurige Jugendzeit

Noch heut wie in früheren Tagen.

Und doch nicht wie einst! Aus dem Jugendleid

Ward lang schon der Kampfkruf erschaffen,

Die Not ruft laut ihre Kinder zum Streit

Und schmiedet uns Wehr und Waffen:

Und Not macht hart!

o o o

Eine Floßfahrt auf dem Main.

V. Karlstadt—Gemünden—Lohr.

Am Vormittag nach unserer Abfahrt von Würzburg kam unser Floß an Karlstadt vorüber. Das ist ein freundliches kleines Städtchen am rechten Mainufer und mutet zum großen Teil noch wie ein Stück Mittelalter an. Scharf am Wasser steigt die alte Stadtmauer auf. Sie ist aus rotem Sandstein erbaut und wird an den Ecken von festen Türmen flankiert. Der Weg zur Stadt führt durch die Mauertore. Die meisten Gebäude des Ortes sind aus leuchtendem rotem Sandstein erstellt, den die gewaltigen Brüche im nahen Spessart billig liefern. Gar malerisch ist das Bild des anmutigen Städtchens im Sonnenschein. Seine rote Stadtmauer, seine festen Türme und die kleinen Häuschen mit den glänzenden Ziegeldächern spiegeln sich im Strom. Malerisch nehmen sich auch die jungen Fischer mädchen in ihrer bunten Tracht aus, die schwabend

und singend am Fuße der Stadtmauer in den klaren Wellen Wäsche waschen, wie dies nach dem griechischen Dichter Homer die Königs-tochter Nauilaa mit ihren Gespielinnen am Strande des Meeres zu tun pflegte. Eine der Fleißigen kam in ihrem schmalen Nachen fröhlich auf unser Floß zugerudert und bot dem vergnüglich schmunzelnden Koch gegen eine Kanne Bier ein Duzend frischgefangener Fische an. Unser „Dicker“ ging gern auf den vorteilhaften Lauch ein, als er aber dem Mädchen zu der Kanne Bier noch einen schmahenden Kuß geben wollte, kam er schön an. Patsch! da hatte er einen derben Schlag auf dem schon gespitzten Mund. Mit einem Satz war die forche Fischerin wieder in ihrem Kahn und ruderte lachend davon. Drüben am Ufer schwang sie lustig die Bierkanne zu uns herüber und wünschte samt ihren lachenden Genossinnen uns eine gute Fahrt. Der verblüffte Koch fuhr sich über den Mund und hatte außer dem Nachsehen auch noch den Spott seiner Kameraden.

Karlstadt gegenüber, auf dem linken Mainufer, blickte die düstere Ruine der einstigen Karlsburg mit ihren zerfallenen Mauern und leeren Fensterhöhlen auf uns herab. Sie ist als echtes mittelalterliches Raubnest hoch oben gelegen, auf einem Ausläufer des Spessart, der von Wald gekrönt ist. Von da oben aus konnten die Herren Raubritter gut die Schiffe tapern, die mit reicher Fracht beladen den Main hinunterfuhren. Die Zeugen der Vergangenheit halten friedliche Nachbarschaft mit dem fortgeschrittenen Leben der neuen Zeit. Unterhalb Karlstadt liegt ein Unternehmen, das uns den technischen Fortschritt kündet. Ich meine die „Karlstädter Zementwerke“, die zu den bedeutendsten und größten ihrer Art in Deutschland zählen. In den gelbgrünen Felsen auf dem linken Ufer werden tagsüber unaufhörlich Sprengungen vorgenommen, um die Steine zu gewinnen, aus denen der Zement hergestellt wird. Weithin ist der gewaltige Donner der Sprengschüsse vernehmbar, deren Echo in den Bergen widerhallt. Ein starkes Drahtseil spannt sich hoch über dem Strom, daran laufen die Rollkästen, welche die zur Herstellung des Zements dienenden Steine nach den Mahlmühlen schaffen, die am anderen Ufer bei der Stadt gelegen sind. In den Mahlmühlen werden die Kästen rasch entleert und kehren auf einem anderen Drahtseil ebenso schnell wieder zum Steinbruch zurück. Unaufhörlich schwirren die Drahtseile, unaufhörlich sausen die Rollkästen beladen hinüber und unbeladen zurück. Alles erzählte da-

von, daß hier Hunderte fleißiger Hände sich in schwerer Arbeit mühen.

Nachdem wir Karstadt passiert hatten, nahmen wir unser einfaches Mittagsmahl ein. Die beste Würze erhielt es durch das prächtige Wetter, das uns lachte. Glühender Sonnenschein ergoß sich über die waldigen Bergrücken und Gipfel und lag auf der schimmernden Flut. Er leuchtete an den frischgrünen Hängen auf und erfüllte die leeren Fensterhöhlen zerfallener Burgen mit goldenem Glanze.

Einige Stunden später kamen wir an Gemünden vorüber. Dieses alte Städtchen liegt reizend an der Einmündung der fränkischen Saale unter einem Ausläufer des Rhöngebirges, der gegen den Main vorspringt. Mauern und Thürme umgürten den Ort und die hoch auf der waldigen Bergklippe thronende Scherenburg. Die alte Feste ist längst in Trümmer gefallen, nur ein ziemlich erhaltener großer Eckturm überragt noch wie ein trotziger Wächter verfloßener Jahrhunderte das im Sonnenschein freundlich schimmernde Städtchen zu seinen Füßen.

Gegen Abend ein neuer fesselnder Anblick! Im Glanze der untergehenden Sonne grüßten uns die rötlichen Ziegeldächer und Mauern von Lohr und strahlten in flammendem Scheine von den blaugrünen Stromwellen zurück. Einer günstigen Bucht wegen, die sich diesem Städtchen gegenüber befindet, hatten die Flößer schon in der Frühe beschlossen, den Abend hier vor Anker zu gehen. Das uns vorausschwimmende Floß war bereits im sicheren Hafen verankert. Der Koch und der Führer unseres Floßes wollten nach Lohr hinüber; ich schloß mich ihnen an, um mir das Städtchen anzusehen. Derweil unsere anderen zwei Kameraden das Hüttenfloß verankerten, stiegen wir drei in den Rachen und ruderten dem steigenden Nebel dem in Dämmerung gebetteten Städtchen zu. Bald knirschte unser Kahn auf dem Uferland auf. Durch den steinernen Brückenbogen hindurch führte uns unser Weg zuerst vor ein flammendes Schmiedefeuer. Der alte weißhaarige Schmied, der dort am Amboss stand, sollte uns noch heute abend einige Duzend Eisenklammen liefern und die abgestumpften Spitzen der Flößerstangen neu schärfen. Nachdem wir unsere Abmachungen mit ihm getroffen hatten, trennten wir uns. Die beiden Flößer begaben sich in eine Wirtschaft, und ich sah mir den Ort an.

Lohr ist ein schmuckes Städtchen von etwa 5000 Einwohnern und am östlichen Ausgang des wildromantischen Speffartwaldes gelegen.

Im Mittelalter sind mehr als einmal blutige Kriegsnotö darüber hingebraust. Lohr wurde teilweise in Schutt und Trümmer gelegt durch verschiedene Bischofsfehden, durch die Stürme des Bauernaufstandes und später besonders durch den furchtbaren Dreißigjährigen Krieg, der in ganzen Landstrichen blühende Dörfer und Städte in Aschenhaufen verwandelte.

Über eine Stunde schlenderte ich in der sternklaren Nacht auf dem holprigen Pflaster durch die schmalen Gassen. Tiefes Schweigen lag über dem Städtchen, und zuweilen warf die Gestalt eines heimkehrenden Bürgers im hellen Mondschein ihren Schatten über die Wegfläche. Unter den Häuschen an den Straßenfronten befand sich manches ehrwürdige Gebäude, das ein kunstfertiger Meister des Mittelalters in freudigem Schaffen erstellt hatte. Trotz der zahlreichen Verheerungen und Feuerbrünste vergangener Zeiten hatte es sich bis auf den heutigen Tag erhalten. Hier und dort ragte noch zwischen den schmucken Häuschen der zerfallene Rest der ehemaligen Stadtmauer auf. Einst hatte sie sich in stolzem Ringe um das beliebte Mainstädtchen gezogen. Zu Kriegszeiten standen die bewaffneten Bürger auf ihren breiten Zinnen und festen Warttürmen und wehrten sich tapfer gegen die plünderungsfüchtigen Söldner, die irgend ein heutigetiger Fürst gegen sie gesandt hatte. Draußen, an dem einen Ende des Städtchens stand ich zur späten Stunde vor dem guterhaltenen Lohrer Schloß. Rechts und links von der wuchtigen Vorderseite hielten feste Türme trohige Wacht. Flimmerndes Mondlicht wob um den alten Bau, kein Lüftchen regte sich. War das da vor mir nicht etwa das verwunschene Schloß, von dem das Märchen erzählt? Volltönender Glockenschlag mahnte mich an die Gegenwart und die Rückkehr zum Floß. Ich machte kehrt zum Städtchen zurück und suchte meine Kameraden auf. „In gleichem Schritt und Tritt“ ging's zum Ufer hinab. Rasch trug uns der Kahn durch den dichten Nebel über dem Wasser dem Hüttenfloß zu. Dort wartete unser eine Überraschung: Der „Fettheine“ fehlte!

„Fettheine“ war der Älteste, aber auch der kleinste Flößer, ein urgemüthlicher, witziger Bursche, mit welchem sich hübsch plaudern ließ. Er war stets in bester Stimmung, so lange seine große Schnupstabsdose gefüllt war. Der „Fettheine“ fehlte also! War ihm in dem Nebel ein Unglück zugestoßen? Keiner der Flößer wußte etwas Bestimmtes über ihn. Zu seinem Kameraden hatte er tagsüber ge-

äußert, er wolle sich in Lohr frischen Schnupftabak eintun. „Fettheine“ hatte mit den anderen wie sonst zu Nacht gegessen und dann die Hütte verlassen. Erst nachdem eine Stunde und noch mehr verfloßen war, ohne daß er zurückgekehrt wäre, wurden die Flößer auf sein Fehlen aufmerksam. Sie hatten auf allen Flößen nach ihm gesucht, aber keinen „Fettheine“ gefunden.

Der Koch und drei andere ruderten nun auf Anordnung des Floßführers nach Lohr hinüber, um dort Nachfrage nach dem Vermißten zu halten. Der „Fettheine“ konnte möglicherweise von einem dem Ufer naheliegenden Floße ans Land gesprungen und über die Brücke nach Lohr gegangen sein. Aber in dem Städtchen war alles Suchen vergebens.

Der Floßführer stand ratlos. Schweren Herzens legten sich die müden Flößer endlich nieder, aber keiner konnte schlafen. Sie ergingen sich in den abenteuerlichsten Vermutungen über das Verschwinden des armen „Fettheine“, der schon als tot betrauert wurde. Während der Gespräche fiel dem Koch ein, daß er nach dem Nachtesten in die glimmende Asche des Herdfeuers Kartoffeln zum Rösten gelegt hatte. Die konnte man jetzt noch knabbern. Er stand auf, sie zu holen. Der laute Schrei, welchen er in der Küche ausstieß, ließ uns schnell zu ihm eilen. Der matte Schein der Öllampe, die der Koch hielt, zeigte uns den „Fettheine“, der laut schnarchend mit offenem Munde wie ein Sack zwischen des Koches Kartoffelsäcken lag. Er mochte sich wohl darauf gesetzt haben, war eingenickt und schlief nun so fest, daß ihn nicht einmal die Posamentenstimmen der Flößer zu wecken vermochten. Es bedurfte nicht eben sanfter Püffe und eines sehr energischen Schüttelns, um den Schläfer halb munter zu bekommen. Mehr gerollt als geschoben wurde der „Fettheine“ im Triumph der gemeinsamen Lagerstätte zugeführt. Ende gut, alles gut!

Geinrich Wandt.

o o o

Viren, eine Mutter.

Von Ernest Seton Thompson.

V.

(Schluß.)

Tip, der Gefangene, der einzig Überlebende von Virens Jungen, war nun der Erbe ihrer ganzen Liebe. Die Hunde wurden losgelassen, um die Hühner zu bewachen, die Leute hatten Anweisung, sofort zu schießen, wenn die Füchsin sich zeigte, und auch mir war dieser Befehl zu-

ber ich war entschlossen, nichts zu Röhre geschlachteter Hühner, die besonders liebt und die ein Hund ort, hatte man vergiftet und im gestreut, und der einzige Weg, zum langen, wo Tip in erniedrigender Haft lebte, war über den Holzstoß. Trotz aller Maßregeln erschien der Nacht, um ihr Baby zu säugen. Ich gefangene Hühner oder Wild

u
zu
sch
erb
neb
pac
darü
phie
nun
sprang
davon,
mit einem
Armer
lich,
Eine
halbe
anschlagen,
weiter
Fährte
der
das
fehlte
Füchse
teile
sich
Erstlich
entlang
fährt.
verfolgen,
verwischen,
handen,
fahren
Kniff
über
wegzuführen,
holt
Dieser
ausgeführt
dammes
unseres
im
Fäustchen.
Noch
zurück,
hatte,

zweiten Nacht von Tips Gefangenen nahm ich das Raffeln der Kette und die Füchsin, wie sie eifrig ein Loch in der Kleinen Hütte scharrte. Als es tief war, um sie selbst darin zu begraben, packte ich die Kette hinein und füllte das Loch darüber wieder zu. Dann ergriff sie, triumphierend bei dem Gedanken, daß sie die Kette nun los sei, den kleinen Tip beim Genick und sprang in der Richtung nach dem Holzhaufen davon, aber nur mit dem Erfolg, ihr Junges mit einem Ruck von sich gerissen zu sehen.

Armer kleiner Kerl, er wimmerte jämmerlich, als er in seine Hütte zurücktroch. Eine halbe Stunde später hörte ich die Hunde wütend anschlagen, und als sich das Wellen weiter und weiter entfernte, wußte ich, daß sie auf Virens Fährte waren. Nördlich, in der Richtung nach der Bahnlinie, ging ihre Jagd und verlang das Wellen in der Ferne. Am anderen Morgen fehlte Ranger, und bald wußten wir warum. Füchse lernen beizeiten die Vorteile und Nachteile einer Eisenbahn kennen und wissen sie sich auf verschiedene Weise zunutze zu machen. Erstlich pflegen sie, wenn verfolgt, die Schienen entlang zu laufen, kurz bevor ein Zug darüberfährt. Die Spur, auf Eisen sowieso schwer zu verfolgen, wird von dem Zug ganz und gar verwischt, auch ist immer die Möglichkeit vorhanden, daß der eifrig suchende Hund überfahren wird. Ein anderer sicherer, aber gefährlicherer Kniff besteht darin, den Hund quer über die Schienen direkt vor einem Zuge hinwegzuführen, so daß die Lokomotive ihn überholt und tot zur Seite schleudert.

Noch in derselben Nacht kam sie zum Hofe zurück, ehe der milde Blick sich eingefunden hatte, mordete eine Henne, brachte sie Tip und

streckte sich außer Atem neben ihm schien zu glauben, der Gefangene andere Nahrung als das, was sie

Diese Henne verriet meinem Onkellichen Besuche.

Meine volle Zuneigung und Teil mit Bixen, und ich weigerte mich, zu neuem Morde zu bieten. In der Nacht wachte mein Onkel in höchster Anspannung, das Gewehr im Arm, eine große Wunde an der Brust, als es dann kühler wurde und dem Onkel umwölkte, fiel ihm irgend ein anderer Geschäft ein, und er rief einen anderen Leuten an seine Stelle.

Doch dieser machte es sich bald bei der Stille der Nacht und das gespannte seine Nerven zu sehr anstrengten, daß laute Wäng! Wäng! eine Stunde später regte uns wenig auf, denn es war nur Pulver um nichts verschossen worden.

Am Morgen fanden wir, daß Bixen ihr Junges nicht vergessen. — Der nächste Abend traf meinen Onkel zum zweitenmal auf der Wache, denn wieder war ein Huhn verschwunden. Kurz nach Eintreten der Dunkelheit ertönte ein Schuß, aber Bixen ließ die Beute, die sie trug, fallen und entfloh. Ein zweiter Versuch, den sie in derselben Nacht machte, ließ wieder einen Schuß folgen. Jedoch am Morgen bewies das Glänzen der Kette, daß sie wieder gekommen war und stundenlang vergeblich versucht hatte, die grausamen Bande, die ihr Kleinod hielten, zu durchbeißen.

Eine solche Tapferkeit und standhafte Treue mußte Achtung, wenn nicht gar Mitleid gewinnen. In der nächsten Nacht wachte kein Schütz, und alles war still. Was sollte es auch nützen? Dreimal war sie durch Schüsse hinweggejagt worden, würde sie nun noch einmal versuchen, ihr gefangenes Kind zu befreien oder zu füttern?

Würde sie es tun? Ihre Liebe war die einer Mutter! Es war in der vierten Nacht, als das klagende Wimmern des Kleinen beim Aufstauchen einer schattenhaften Gestalt auf dem Holzstoß verstummte.

Aber sie trug keinen Vogel, kein Beutestück, soviel ich erkennen konnte. Hatte die geschickte Jägerin am Ende ihr Wild gefehlt? Brachte sie nichts für ihren Einzigen, oder vertraute sie auf die Pflege seiner Wächter?

Nein, gewiß nicht! Der wilden Mutter Liebe und Haß waren felsenfest, und ihr einziger Gedanke und Wunsch war, ihren Sohn zu befreien. Alles hatte sie versucht, und jeder

Befahr hatte sie getrozt, um ihn freizumachen, aber alles war vergeblich gewesen.

Wie ein Schatten war sie gekommen und im Augenblick wieder verschwunden. Lip packte gierig etwas, was sie ihm zugeworfen, und schlang und kaute mit Behagen. Aber noch während er fraß, entfuhr ihm plötzlich ein Schrei voll Schmerz. Dann folgte ein kurzer Todeskampf, und Lip war nicht mehr.

Die Mutterliebe in Bixen war stark, aber ihre Überlegung war stärker. Sie kannte des Giftes Gewalt, und als sie am Ende einsah, daß sie für ihr Junges zu wählen hätte zwischen dem traurigen Leben eines Gefangenen oder plötzlichen Tod, unterdrückte sie die Mutter in ihrer Brust und befreite es durch das einzige offene Thor.

Wenn der Schnee den Boden bedeckt, pflegen wir den Waldbestand aufzunehmen, und als der Winter kam, erzählte er mir, daß Bixen nicht mehr in den Forsten von Grindale haute. Wohin sie zog, habe ich nie erfahren, aber so viel war sicher, in unserer Nachbarschaft weilte sie nicht mehr.

Vielleicht war sie nach weit entfernten Jagd-gefiliden ausgewandert, um der traurigen Erinnerung an ihre gemordeten Lieben zu entfliehen. Oder sie war freiwillig von der Szene eines traurigen Daseins abgetreten, wie manche wilde Mutter es vor ihr getan, mit Hilfe desselben Mittels, mit dem sie ihren Sohn, das letzte der Kinder, befreite.

o o o

Ausfahren.

Von Heinrich Seidel.

Ri, ra, rutsch,
wir fahren in der Kutsch!
Das Pferdchen das muß traben!
Wer kann es besser haben?
Es wirbelt auf der Staub,
es fliegt empor das Laub,
wo wir vorüberflitzen.
Wir bleiben ruhig sitzen,
behaglich, still und heiter,
und kommen dennoch weiter!
Ri, ra, rutsch!
Wir fahren in der Kutsch!

Verantwortlich für die Redaktion:

Frau Maria Reiter (Zundel), Wilhelmshöhe,
Post Degerloch bei Stuttgart.

Druck und Verlag von Paul Singer in Stuttgart.